

Der Dinosaurier reckt sein Maul in Richtung Meer. Zwei Tonnen wiegt das Ungetüm aus verrostetem Stahl. Wochenlang hat sein Schöpfer Ali Wakwak an ihm gearbeitet. Die Nüstern sind abgesägte Flakgeschütze, die Beine ehemalige Kanonenrohre. Der Körper ist zusammengeschichtet aus Panzerplatten, Metallfedern und Radfelgen, die der Künstler vor den Toren Bengasis aus den von der Nato zerstörten Wracks der Gaddafi-Armee geborgen hat. Auch ein Tausendfüßler aus Helmen und Flakpatronen, eine Schildkröte aus Patronengurten und ein Skorpion aus schweren Stahlfedern bevölkern den Palmengarten des ehemaligen Königspalais von Bengasi. Hier verkündete vor 60 Jahren der libysche Monarch Idriss I. Libyens Unabhängigkeit von Italiens blutiger Kolonialherrschaft. Während der Diktatur von Muammar al-Gaddafi diente der zweistöckige Palast als örtliche Dependence des Premierministers. Seit der Revolution ist er Kulturzentrum, Malerschule und Gedenkstätte in einem.

„Von der Zerstörung zu neuem Leben – darum geht es mir“, sagt der 65-Jährige, der stets einen grauen Monteursanzug trägt. Quer durch den Garten zieht sich seine Totengalerie aus 524 rostigen Stahlhelmen, in die er mit seinem Schweißgerät Augen und Gesichter voller Entsetzen, Angst und Schmerz hineingebrannt hat.

Damals, vor anderthalb Jahren bei der Erhebung Bengasis, war er ein gebrochener alter Mann, der sich daheim in seinem kleinen Atelierraum verkrochen hatte. Seit sechs Jahren schon befand sich sein Sohn in den Fängen von Gaddafis Schergen. Ewigkeiten tappte die Familie im Dunkeln, wusste

„Ich hoffe, dass Libyen wieder zum Leben erwacht und Bengasi eine friedliche Stadt wird

Ali Wakwak

nicht, wo er festgehalten wurde und warum er verhaftet worden war. Niemals wurde eine Anklage erhoben, erst beim Fall von Tripolis im August 2011 konnte der junge Mann mit viel Glück unverletzt aus dem berüchtigten Gefängnis Abu Selim entkommen. Inzwischen hat er im 200 Kilometer entfernten Ölhafen Brega Arbeit gefunden – und sein Vater wirkt wie neu geboren. „Ich hoffe, dass Bengasi wieder eine friedliche Stadt wird und Libyen zum Leben erwacht“, sagt er und nennt den Sieg über Gaddafi „das Beste vom Besten für uns alle“. Stolz zeigt er die rötlichen Brandwunden vom wochenlangen Schweißen an seinen Unterarmen. Im Januar werden seine Friedenswerke aus Kriegsschrott auch im Vittoriano-Kunstmuseum von Rom zu sehen sein.

Ein Jahr liegt es nun zurück, dass die Rebellen vor den Toren von Sirte ihren verhassten „Bruder Führer“ Muammar al-Gaddafi mitsamt seiner goldenen Pistole aus einem Regenwasserrohr zerrten, in das er sich nach einem Nato-Angriff auf seinen Konvoi geflüchtet hatte. Blutig geprügel und misshandelt, wurde der Diktator wenig später auf dem Weg nach Misrata durch zwei Kopfschüsse hingerichtet. 42 Jahre Schreckensherrschaft hatten ihr Ende gefunden, 50 000 Menschen in dem Volksaufstand ihr Leben verloren. Drei Tage später erklärte der Nationale Übergangsrat Libyen offiziell für befreit und ließ Gaddafis Leiche an einem geheimen Ort in der Wüste begraben.

Für Khaled Elmansouri ist das Café Rotana wie sein zweites Wohnzimmer. Hier in den breiten, bequemen Sesseln verbringt er jede freie Minute. Das Rotana liegt im sogenannten Gartenviertel von



In der TV-Sendung „Wunderbares Bengasi“ schildert Nasr Beruis (l.) seine Ideen für den Wiederaufbau der Wirtschaft. BILDER: KATHARINA EGLAU

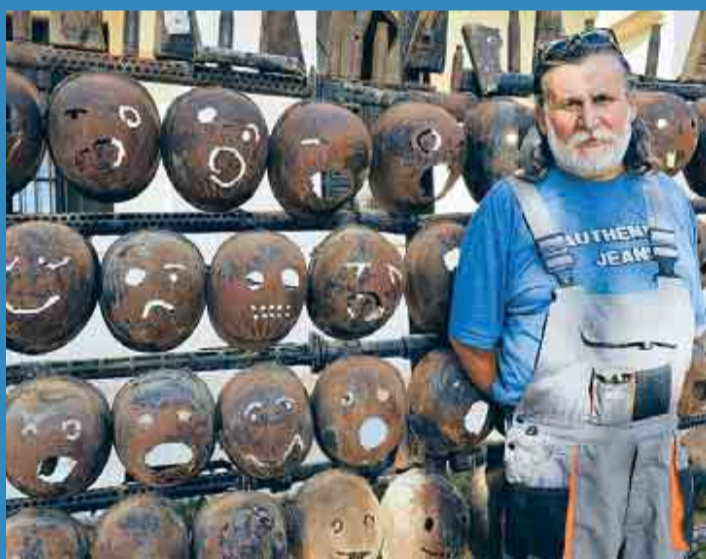
Das schwere Erbe des Diktators

Ein Jahr nach dem Tod des libyschen Machthabers Muammar al-Gaddafi ringen die Bewohner der Rebellenhochburg Bengasi um einen Neuanfang – Die Wirtschaft stockt noch immer, die verwahrloste Stadt versinkt im Müll

VON MARTIN GEHLEN



Iman Bughaigis war offizielle Sprecherin des Übergangsrats



Künstler Ali Wakwak vor seiner Totengalerie der 524 Stahlhelme



Bengasi, wo wohlhabendere Familien wohnen und es etwas mehr Grün gibt als im sandig-rötlichen Rest der Stadt. Der 24-Jährige hat ein fein geschnittenes Gesicht und eine sanfte Stimme, an der rechten Hand trägt er einen silbernen Ring, unablässig spielt er mit seinem Smartphone herum. „Wir brauchen endlich Sicherheit auf den Straßen und eine stabile Regierung“, sagt er. Elmansouri ist Mitbegründer der Facebook-Bürgerinitiative „Rettet Bengasi“, deren Aktivisten vor vier Wochen mit einer spontan organisierten Großdemonstration eine Wende schafften, die zwölf Monate lang niemand für möglich gehalten hätte.

Nach dem Attentat auf das amerikanische Konsulat, bei dem US-Botschafter Christopher Stevens und drei Sicherheitsbeamte starben, bliesen Khaled Elmansouri und seine Mitstreiter zum zivilen Aufstand gegen das Treiben der bewaffneten Milizen. „Die öffentliche Sicherheit gehört in die Hände von Polizei und Armee“, sagt er. Man achte die Kämpfer, respektie-

ren ihren Mut und ihre Leistung gegen Gaddafi, aber nun müssten sie ihre Waffen abgeben.

Elf Menschen starben, als aufgebrauchte Demonstranten in der Nacht nach dem Attentat mit bloßen Händen die islamistischen Kämpfer von Ansar al-Scharia aus ihren beiden Kasernen vertrieben – wie seinerzeit im Februar 2011 die Elitetruppen Gaddafis. Seitdem sind die Hardliner wie vom

„Bengasi – die Wiege der Revolution“ grüßt an der Landebahn ein Plakat ankommende Reisende

Erdboden verschluckt, verunsichert von der schlagartigen öffentlichen Feindseligkeit. Alle anderen Rebelleneinheiten der Hafensstadt haben sich der Armee unterstellt und werden jetzt von Offizieren kommandiert. Ausländische Geschäftsleute aber haben in Panik die Stadt verlassen, nachts ist seitdem stundenlang das Brummen amerikanischer Drohnen zu

hören. Die typischen Pick-ups mit aufgepflanzten Maschinengewehren sind aus dem Straßenbild verschwunden, die Präsenz der nagelneuen weinrot-weißen Polizeifahrzeuge dagegen gewachsen.

Doch für Khaled Elmansouri ist das nicht genug. Nach „Rettet Bengasi“ plant seine Initiative nun die nächste Großdemonstration unter dem Motto „Bengasi kann es besser“. „Wir müssen unser Land aufräumen, die Wirtschaft in Gang bringen. Wir haben nicht genug Schulen, unser Flughafen ist eine Schande“, sagt der 26-Jährige. „Bengasi – die Wiege der Revolution“ grüßt dort neben der Landebahn ein einsames Plakat die ankommenden Reisenden, bevor sie vor dem einzigen rumpelnden Gepäckband auf ihre Koffer warten. Bleche hängen lose von den Decken, Wände sind beschmiert, aus dem Flughafenbus ist die große Seitenscheibe im Passagierraum herausgebrochen. Einsam parken auf dem Rollfeld zwei Maschinen. So sieht vielleicht ein innerafrikanischer Provinzflughafen aus.

Bengasi jedoch ist mit 950 000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt Libyens, des Landes mit den drittgrößten Erdölreserven auf dem Schwarzen Kontinent und mit Öleinnahmen, die sich allein für 2012 auf geschätzte 45 Milliarden Euro belaufen.

In der Innenstadt sind die Anti-Gaddafi-Graffiti inzwischen verblasst oder übertüncht, dafür türmt sich überall der Müll. Bürgersteige sind aufgerissen, der Asphalt endlos oft geflickt, jeden Morgen plagt die Menschen ein alles erstickender Verkehrsstau. Theater und Kinos sind geschlossen, auf dem Ruinengelände von Gaddafis ehemaliger Katiba-Festung handeln abgerissene Gestalten aus dem Umland mit Brieftauben. Einzig das Gerichtsgebäude, das ehemalige Hauptquartier der Opposition an der Corniche, bekommt eine neue Fassade aus teurem Muschelschutt. Alles andere wirkt düster und trostlos. Vier Jahrzehnte Missachtung und Demütigung durch das Gaddafi-Regime haben tiefe Spuren hinterlassen. Und seit Mona-

ten stinkt es zum Himmel. Die zentrale Kläranlage der Stadt ist defekt, alle Abwässer fließen ungeklärt in Bengasis Binnensee. Die Picknickplätze sind verwaist, niemand spaziert mehr im Abendlicht an der Uferpromenade. Zwei der drei großen Hotels der Stadt stehen inmitten der widerlichen Fäkalwolke. In jedem Café dringt der Gestank durch die Türritzen. Bengasi macht es seinen Bewohnern und Besuchern nicht leicht. Der erste demokratisch gewählte Bürgermeister warf bereits vier Wochen nach Amtsantritt das Handtuch. Man werde ihn erschießen und sein Haus niederbrennen, drohten anonyme Anrufer, wenn er

„Gaddafis Regime hat eine verwüstete Gesellschaft hinterlassen

Iman Bughaigis

nicht bald für eine funktionierende Müllabfuhr Sorge.

„Gaddafi davonzujagen, das war der einfachste Teil“, sagt Iman Bughaigis. In den ersten sechs Monaten des Volksaufstands war die Professorin für Zahnmedizin die Sprecherin des Provisorischen Nationalrats in Bengasi, der politischen Führung der Rebellen. „Die friedlichen Parlamentswahlen sind ein Meilenstein, alles andere aber ist bisher nur Krisenmanagement.“ In ganz Libyen lassen öffentliche Sicherheit, funktionierende Institutionen, die verfassungsgebende Versammlung sowie eine handlungsfähige Regierung weiterhin auf sich warten. Stattdessen flackern ständig Kämpfe mit Gaddafi-Getreuen auf – wie derzeit in Bani Walid, wo ein Dutzend Menschen starben.

„Gaddafi hat die Mentalität der Menschen zerstört“, sagt die 51-jährige Bughaigis, eine Klage, die dieser Tage von vielen Seiten zu hören ist. Niemand sei es gewohnt, richtig zu arbeiten, es gebe keine verbindlichen Regeln und keine Gewissenhaftigkeit. „Gaddafis Regime hat eine verwüstete Gesellschaft hinterlassen. Wir müssen die Fähigkeiten der Menschen ganz neu aufbauen“, sagt sie und spricht von der Gehirnwäsche ei-

„Wir brauchen Vorbilder aus dem Ausland, die uns helfen

Nasr Beruis

ner ganzen Generation. Ihr selbst drohte kürzlich ein Student sogar eine Handgranate an, als sie im Hörsaal schärfere Prüfungsregeln verkündete.

„Wunderbares Bengasi“ nennt sich die neue Sendereihe von Asemaa-TV, deren dritte Episode im Abendlicht vor der Kulisse des frisch gestrichenen Leuchtturms aufgezeichnet wird. Die Hafensstadt will wieder der Wirtschaftsmotor Libyens werden, das Erbe von 40 Jahren Vernachlässigung hinter sich lassen und ausländische Investoren anlocken. „Pünktlich sein“ heißt das Thema der heutigen Sendung.

Gast am Open-Air-Studio ist Nasr Beruis, gelernter Goldschmied und seit der Revolution Chef einer kleinen NGO, die jungen Leuten in Berufstrainingkursen beibringt, wie man einen Lebenslauf schreibt und sich in einem Vorstellungsgespräch präsentiert. „Die Menschen in Singapur, Dubai und Malaysia waren früher auch faul“, erklärt er in die Kamera. Aber sie hätten sich Nationen wie Großbritannien und Japan zum Vorbild genommen.

Und sie hätten gelernt, hart zu arbeiten – Schritt für Schritt. „Wir brauchen solche Vorbilder und Menschen aus dem Ausland, die uns helfen“, sagt er. „Dann werden wir der Welt zeigen, dass auch wir es können.“